[s.n.]

Autor(en): **Woodcock, Kevin**

Objekttyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **109 (1983)**

Heft 18

PDF erstellt am: **05.06.2024**

Nutzungsbedingungen

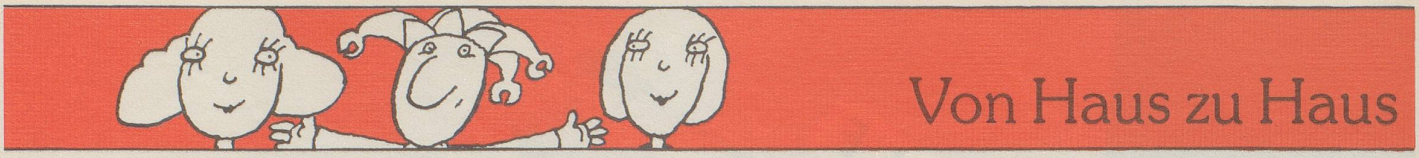
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Erfahrungen

Ich bin dabei, meine Gedanken zu ordnen, mannigfaltige Eindrücke zu verarbeiten.

Denkt da jemand, ich sei in den Ferien gewesen – gar in der Karibik? Nein: Ich war während einiger Zeit im Spital. Dies hat mich innerlich weiter gebracht als die tollste Ferienerinnerung.

Ich war ein winziges Teilchen in der riesigen Maschinerie eines typischen Grossspitals. Ich habe eine Operation über mich ergehen lassen, und drei Tage lang war ich auf ein einziges Zimmer fixiert, allerdings mit schöner Aussicht auf die Stadt und waldige Höhen in der Ferne und mit einem Blick geradeaus an die weisse Zimmerwand. Sie war durch ein grauenhaftes, modernes Bild verunziert: Die Darstellung, eine kahle Glühbirne, könnte ich jetzt noch aufs Papier bannen, obwohl ich von zeichnerischem Talent total verschont wurde!

In den ersten Tagen hatte ich massenhaft Zeit, meinen Gedanken nachzuhängen, da ich, meinem Zustand entsprechend, nicht zu lesen vermochte, obwohl ich ein paar zaghafte Versuche in dieser Hinsicht unternahm. Ich freute mich auf den täglichen Besuch meines Mannes, meiner Tochter und meiner Schulfreundin, die im Spital arbeitet und regelmässig hereinschaute.

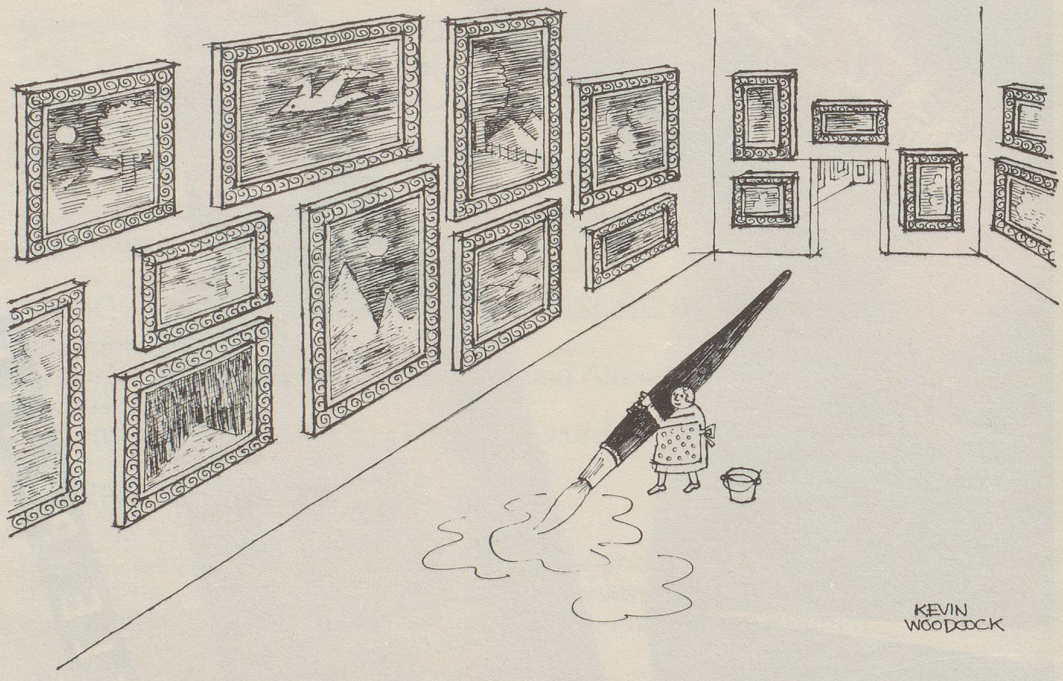
Bald dehnte ich meinen Aktions- und Beobachtungsradius auf mein Stockwerk aus, später bis auf das Spital-Café. Dabei kam ich mit vielen Menschen ins Gespräch. Wie viele Schicksale, wieviel Not, wieviel Einsamkeit kamen mir da entgegen! Menschen, die während Wochen, Monaten aus ihrem Leben gerissen wurden, ohne Aussicht auf baldige Entlassung, teils sehr allein in ihren Nöten, mit ihren Fragen.

Da war der zuckerkranke Mann, der nur ans Essen dachte und doch abnehmen sollte, der heimlich Süssigkeiten naschte und glaubte, damit den Ärzten ein Schnippchen geschlagen zu haben; das junge Mädchen, seit bald zweieinhalb Jahren im Spital, auf den Rollstuhl angewiesen; die alte Frau, die mangels eines Heimplatzes seit über zwei Jahren auf der Abteilung weilte. Und alle, ohne Ausnahme, konnten noch schallend lachen über irgendeinen guten Spruch, Schabernack treiben und einander Streiche spielen; aber wieviel Überwindung, wie viele Enttäuschungen und Tränen steckten hinter dem fröhlichen Äusseren? Ein kräftiger Fluch im Aufenthaltszimmer liess mich ahnen, was für (stille) Kämpfe hier ausgefochten wurden.

Zu meinen Spitalerfahrungen gehört, dass man oft von überlasteten Ärzten spricht, die sich die notwendige Musse für ihre Patienten nicht nehmen, die keine Fragen befriedigend beantworten. Der mich behandelnde Arzt hatte ein voll ausgelastetes Tagesprogramm, das sah ich wohl, doch er gehörte zu den Ausnahmen seiner Gattung: Er war nicht zu fein, meinen Fragen offen, ehrlich, menschlich zu begegnen. Er machte mir nichts vor, als die Heilung nicht planmässig verlief, und ich spürte, dass er sich wie ein Schneekönig über die Genesung freute, die sich dann doch noch einstellte. Er war nicht das sich zu mir herablassende Genie, sondern ein Mitmensch, der mir dank seiner Ausbildung und Intelligenz zu helfen vermochte.

So ist, im ganzen gesehen, mein Aufenthalt im Spital durchaus positiv zu bewerten. Ich fühlte mich dort insofern geborgen, als keiner den andern nach seinem Äussern taxierte, es liefen alle mehr oder weniger im selben Tenü herum: Morgenmantel, Trainer oder Pyjama, das spielte keine Rolle. Wir waren durch eine geheime Komplizenschaft miteinander verbunden: Wir waren alle im gleichen Spittel krank!

Hanni



Begegnung

Meine kleine Schwäche sind grosse Staatsmänner, und das fing schon mit Napoleon an. Ich liebte auch Kennedy, verehrte De Gaulle, bewunderte Sadat, und was es so an Literatur über alle gibt, wird von mir verschlungen. Mich interessiert, weshalb sie so sind und nicht anders, weshalb sie dies oder jenes tun oder taten, und am liebsten sind mir die Schwierigen.

Zum Beispiel war es Breschnew, ihn habe ich geradezu geliebt. Ich weiss, ich weiss, seine Politik war nicht jedermanns Sache. Auch nicht die meine. Aber er war ein interessanter Mann, respektheischend und nicht zu übersehen. Auch nie zu erfassen.

Ich war zweimal in Moskau zu kulturellen Zwecken, und dabei hegte ich die heimliche Hoffnung, den Kremlfürsten zu sehen, wenn auch nur aus weiter Ferne. Serge, unser Reiseführer, zeigte ehrfürchtig auf das Haus des Mächtigen, erzählte mit zitternder Stimme von der wunderschönen «Datscha», die er ausserhalb Moskaus besitze, und bei der Besichtigung des Kremls wies er auf die Tür zu Big Boss' Gemächern. Ach, wie hab' ich da gebangt! Ich lungerte stundenlang im Gelände herum, beobachtete die glänzend schwarzen Limousinen auf dem Parkplatz, wie sie aufgeheizt wurden vor Feierabend, und ganz besonders nahm ich jene unter die Lupe, welche mit Gardinen versehen war. Bestimmt Breschnews Wagen! Nichts entging meinem scharfen Auge – ausser Big Boss!

Vor drei Wochen nahm ich an einer Sibirienreise teil, und als krönender Abschluss wurde in Moskaus Bolschoi eine Ballettaufführung geboten. Wie hatte ich mir die Jahre zuvor schier die Augen ausgeguckt nach Onkel Leonid! Immer vergebens. Diesmal konnte ich die Vorstellung in Ruhe geniessen, Breschnew ist tot, und der «Neue» interessierte mich nicht.

Während der grossen Pause wandelten wir durch des Bolschois heil'ge Hallen, und wer war es wohl, mit dem ich zusammenstiess? Andropow! Ich erkannte ihn sogleich, und mein entsetztes Anstarren zauberte einen winzigen Anflug eines Lächelns in seine Mundwinkel. «Das war Andropow», sagte ich zu meiner Tochter. «O nein, fang bitte nicht wieder damit an!» sagte sie flehend, «der geht auch gar nicht ins Theater am Samstagabend.»

Aber ich täusche mich selten, und vor Beginn des dritten Aktes verneigte sich der Dirigent vor der grossen Loge unten rechts, der «Neue» zeigte sich seinen Untertanen und nahm stolz und gelassen deren gewaltige Ovationen entgegen. Christine stiess mich an: «Klatsch dir bloss nicht die Hände wund, du magst den doch gar nicht!»

Ach, da bin ich nicht mehr so sicher. Schliesslich hat er mir beinahe zugelächelt. Beinahe.

Leni Kessler